BERLINER
Volks-Zeitung
Mittwoch, 5. Februar 1930

Bunte Welt

Die arme Prinzessin

Man soll nicht glauben, dass es so leicht ist, eine lebende aktive Prinzessin zu sein. Die Prinzessinnen a. D., deren wir heute in Deutschland ja eine ganze Menge haben, brauchen sich um ihre Zukunft nicht weiter zu sorgen, denn abgesehen davon, dass die Republik ja alle Standesherren in Gold gebettet hat, können sie jetzt heiraten, wen sie wollen, und Staaten brechen wegen fürstlicher Ehepolitik nicht mehr zusammen.

Die belgische Prinzessin Marie-José, die nun den italienischen Kronprinzen geheiratet hat, hat es nicht so leicht gehabt. Es gab in der ganzen Welt nur noch einen einzigen für sie in Betracht kommenden Prinzen, der aus entsprechend gutem Hause und katholischen Glaubens war, und mit diesem „ging" sie, wie der Flame sagt, nunmehr „trauen". An sich war sie deshalb keineswegs zu bedauern, denn der Prinz Umberto ist offenbar ein sympathischer Herr und hatte den Brüsslern bei seinem Verlobungsbesuch und, wie es heisst, auch der Prinzessin, sehr gut gefallen. Weswegen sie mir so leid tut, das sind die besonderen Begleitumstände. Dass man auf ihren Bräutigam schoss, wie er in Brüssel war, gehört, wie dieser sagte, zu dem Zubehör seines Metiers, — dass man auf den Zug, mit dem die Prinzessin nach Italien fuhr, ebenfalls Bomben zu werfen beabsichtigte, war erfreulicherweise nur das Phantasiegebilde eines belgischen Journalisten — aber das, was der Prinzessin mein aufrichtigstes Beileid eintrug, das waren ihre Hochzeitsgeschenke. Von allen Seiten wurde sie beschenkt. Nicht alles war schön. Immerhin bekam sie einen Spitzenschleier, der eigens für sie von den geschickten Brüssler Frauenhänden hergestellt wurde, und eine ebenfalls aus Spitzen gefertigte Bettdecke. Das diplomatische Korps schenkte ihr ein Kristallservice für 48 Personen, das in der belgischen Glasfabrik Val St. Lambert, wo man wirklich gute Sachen macht, hergestellt ist. Aber damit nicht genug. Alle belgischen Wohlfahrtsverbände boten ihr für den künftigen Haushalt Kunstwerke an, zwischen denen die arme italienische Kronprinzessin nun in Zukunft leben muss. Kleine Miniaturdenkmäler, die man sich am einfachsten dadurch vorstellen mag, dass man sämtliche Berliner Brunnen aus der Zeit Eberleins in ein Gefäss tut, sie tüchtig durcheinander schüttelt und dann die obendrein im Jugendstil verbogenen Figuren auf die Kuppel des Reichstages setzt. Das Ganze soll dann nicht etwa als Käseglocke dienen, sondern als Stehimweg zur freundlichen Erinnerung an die lieben Landsleute in der Heimat. Das Fürchterlichste von allem ist vielleicht eine Uhr, die, im Empirestil gehalten, die Buchstaben M und U vereint, wobei der Endstrich des M und der Vorstrich des U, in sinniger Vereinigung, die Zeitweiser tragen und die beiden freigebliebenen Beine mit Uhrwerken versehen sind, von denen man die Tage und Monate ablesen darf. Der Mondumlauf ist nicht vergessen und die belgische Königskrone überragt das Ganze.

Weniger praktisch, aber immerhin mit einem gewissen poetischen Sinn begabt ist das Geschenk, das ihr von der Gemeinde La Panne gegeben wurde. In Gegenwart des Stadtrats und eines Notars füllte man eine Flasche mit Erde aus dem Garten der Villa, in der die königliche Familie während des Krieges wohnte. In einem köstlichen Kästchen mit der Urkunde zusammen sollte sie die heimische Erde nach dem rauhen Süden begleiten.

Die gesamte Ausstattung der Prinzessin war einige Tage in den Schaufenstern eines Ladens der Avenue Louise zu sehen, und königstreue Belgier fanden es indiskret, dass nun ein jeder Brüssler — denn sie waren alle da, um das Wunder zu beschauen — genau wusste, wie die Prinzessin unterwärts gekleidet sein werde. Eine gute Freundin von mir stellte fest, dass sich bei der Aussteuer keine Hosen befunden hätten, woraus sich die bange Frage ergab, ob man diese Möbel etwa als überflüssig betrachtet habe oder ob man sie den keuschen Augen der Welt nur deshalb vorenthielt, weil nach altem spanischen Zeremoniell Prinzessinnen bekanntlich keine Beine haben und ein Höfling einst gehangen wurde, der das Gegenteil feststellte, als die Königin von Spanien höchst unzeremoniell die Treppe im Escurial herunterpurzelte.

Um alle der schönen Geschenke willen wäre die jetzige Kronprinzessin noch nicht so sehr zu bedauern, dass es nötig wäre, ihr das Beileid öffentlich auszusprechen, auch andere junge Mädchen, die heiraten, bekommen Hochzeitsgeschenke, die ihnen nicht gefallen, aber sie können sie dann wenigstens nach einer gewissen Anstandsfrist einer Freundin weitergeben, die sich nach ihnen verheiratet, bis diese Dinge schliesslich als zu beschädigt aus dem Verkehr verschwinden. Das kann die italienische Kronprinzessin nicht tun, aber was das Traurigste ist — sie hat tief in den Beutel greifen müssen, um die Geschenke, die sie selbst nicht aussuchen durfte, zu bezahlen. All diese Vereine und Gemeinden, die sie beschenkt haben, bekamen von ihr klingende Unterstützung und die Beträge, die die Prinzessin auf diesem Wege für ihre Hochzeitsgeschenke gegeben hat, gehen in die Hunderttausende. Arme Prinzessin!

J. v. P.

Die Reichspost macht Geschenke!

In Schreiberhau, dem herrlichen Riesengebirgskurort, lebt seit vier Jahrzehnten ein Uhrmacher, der neben seinem Laden und seiner Werkstatt einen kleinen Versand betreibt. Dieser Mann hat kurz vor Weihnachten eine Eingabe an die zuständige Oberpostdirektion Liegnitz gerichtet, die wohl ihresgleichen in den Annalen der Deutschen Reichspost nicht haben dürfte. Der Uhrmacher teilte nämlich mit, er sei nunmehr neununddreissig Jahre lang treuer Kunde der Post, da er alle seine Briefmarken bei ihr beziehe und auch seine Pakete durch sie befördern lasse. Er forderte die Oberpostdirektion auf, ihm in Anerkenntnis dieser seltenen Kundentreue zu Weihnachten eine Leberwurst zu spendieren!

Merkwürdigerweise hat die Oberpostdirektion zu Liegnitz den Mann nicht wegen Verhöhnung einer Reichsbehörde oder gar wegen groben Unfugs zur Anzeige gebracht, sondern bewiesen, dass auch sie Verständnis für Humor besitzt. Anfang Januar erhielt der Uhrmacher, der seinen Scherz wahrscheinlich längst vergessen hatte, einen schönen Kalender mit dem Begleitschreiben: „An Stelle der beantragten Leberwurst überreicht Ihnen die Oberpostdirektion diesen Reichspostkalender für 1930."

Hoffentlich kommen nicht noch mehr „gute Kunden der Reichspost" auf den gleichen netten Gedanken wie jener Uhrmacher. Denn soviel Kalender, um alle ihre treuen Kunden zu beschenken, kann die sowieso schwer geplagte Reichspost nicht bezahlen!

Ausverkauf in Trambahnwagen. Infolge der Einführung von Autobussen an Stelle der elektrischen Strassenbahn hat die Stadt Chester in England die überflüssig gewordenen Trambahnwagen an den Meistbietenden versteigert. Grosse Summen wurden dabei nicht erzielt: der besterhaltendste Wagen erzielte einen Preis von 50 Pfund Sterling.

Kaffeehaus

„Was sind Sie von Beruf?" — „Ich arbeite gegen Stücklohn." — „Akkordarbeiter?" — „Nee, Bühnenschriftsteller!"

WILHELM LICHTENBERG: EIN AUTO UND KEIN GELD

[13. Fortsetzung]

[Nachdruck verboten]

Lilian verlies hocherhobenen Hauptes die Loge. In ihrem Zorn war sie noch schöner! Zorn stand ihr ausgezeichnet. Sie wusste es, und war deshalb sehr häufig zornig.

Mirzim Bey wusste sich keinen Rat. Lilian konnte er nicht allein lassen, den Marchese wollte er nicht brüskieren . . . Ausserdem war noch die Rechnung zu bezahlen . . . Und Lilian schritt durch die Bar . . . Schritt, schritt — dem Ausgang zu. Was blieb dem Bey anderes übrig, als sich von dem Marchese loszureissen? Lilian war zwar schön in ihrem Zorn; aber es gab ein Stadium dieses Zorns, dass er nicht gern heraufbeschwor. Deshalb watschelte er ihr nach. Und fand nur mehr Zeit, dem Marchese zuzurufen: „Ich bitte Sie, begleichen Sie einstweilen die Rechnung. Sie sehen . . ."

Dann hatte er sein Vögelchen knapp vor der Tür eingeholt und verschwand mit ihr.

Ricco sass und wagte es nicht, nach rechts und links zu sehen. Die peinliche Szene war sicher von allen bemerkt worden.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter: „Na, endlich allein, Kleiner?"

Mary! — — —

„Was willst du von mir?" wandte er sich jäh zu ihr. „Verfolgst du mich? Spionierst du mir nach?"

„Verfolgen? Lächerlich. Spionieren? Unsinn."

„Warum bist du dann hier?"

„Weil es mir Spass macht, dummer Junge! Ich bin, wo es mir gefällt. Ich kiebitze so gern deiner Unerfahrenheit. Du gestattest, dass ich mich ein bissl zu dir setze. Gestattest du?"

Sie wartete seine Zustimmung nicht erst ab und sass schon.

„Du bist zudringlich!"

„Zudringlich? Nein. Aber du interessierst mich. Und ich will dir ein bisschen helfen."

Nach einer Weile nahm sie seine Hand und streichelte sie: „Du Kleiner! Hör mich einmal an! Diese Mirzims haben mit dir was vor! Du bist nicht das erste Opfer, das sie sich ausgesucht haben . . ."

„Wie sprichst du über meine Freunde? Ich verbiete dir . . ."

„Verbiete mir nichts! Erstens lasse ich mir von dir nichts verbieten und dann kenne ich die Leute besser als du. Unsereiner kennt alle Leute. Na also, ich sag dir, hüte dich vor diesem Albaner! Und noch mehr vor dieser Katze! Sie ist fast noch gefährlicher als er."

„Du sollst von dieser Frau nicht so sprechen! Ich will nicht, dass du so von ihr sprichst!"

Sie lachte spöttisch: „Von ihr? Es gibt keinen Menschen, der anders von ihr spricht. Man kennt sie. Die beiden arbeiten Hand in Hand. Er sucht sich seine Opfer aus und sie hält sie ihm warm. Sie ergänzen sich ausgezeichnet, die beiden! Sie verstehen sich auf ihr Handwerk." Ganz dicht beugte sie sich zu ihm, er fühlte ihren heissen Atem: „Und ich will nicht, dass mein kleiner Bub ihr Opfer wird." Schmeichelnd wiederholte sie: „Ich will es nicht . . ."

Ricco sah sie an. Ganz fest sah er sie an: „Was meinst du damit? Ihr Opfer werden . . . Wie stellst du dir das vor, ich könnte ihr Opfer werden?"

„Siehst du, Kleiner, jetzt bist du noch ein ganz harmloser, kindischer Hochstapler. Eines Tages wird deine Herrlichkeit zu Ende sein. Eines Tages bist du kein Marchese mehr. Ganz genau kann ich nicht sagen, wann das sein wird. Ich bin ja kein Kalender. Aber wahrscheinlich, wenn du kein Benzin mehr für deinen grossen Seller hast. Dann bist du wieder der kleine Kommis, der du warst. Geh, mach mir doch kein Theater vor! Allen Leuten — nur mir nicht. Denn ich kenne dich besser als alle anderen. Wahrscheinlich weil ich dich gern hab."

Ricco zwang sich zu einem Lächeln: „Na, also schön! Ich will einmal auf deine fixe Idee eingehen. Was bin ich also . . .?"

„Ein kleiner Kommis . . . Oder so was Aehnliches. Jedenfalls hast du in deinem ganzen Leben noch nicht mehr als 200 Schilling im Monat verdient. Das weiss ich ganz bestimmt."

„Bitte. Ich gehe auf deinen Unsinn ein. Bleiben wir dabei. Ja, du hast recht, ich bin ein Hochstapler, dem eines Tages . . . Wie hast du gesagt?"

„Dem eines Tages das Benzin ausgehen wird. Ja."

„Gut. Wenn ich also schon ein Hochstapler bin, warum sollte ich mich vor Mirzim Bei hüten? Kann er etwas anderes aus mir machen als einen Verbrecher?"

„Du? Ein Verbrecher?" Mary lachte hell auf. Sie schüttelte sich vor Lachen: „Bilde dir nur ja nichts ein, Kleiner! Du bist kein Verbrecher! Du nicht! Nicht einmal ein Hochstapler bist du. Das machen ja nur die anderen aus dir. Du selbst bist ein ganz talentloser Hochstaplerdilettant."

„Bitte! Du siehst, ich will endlich erfahren, was du mit deinen dunklen Anspielungen meinst. Deshalb lasse ich mir alles von dir gefallen. Ich lasse mich von die beschimpfen, verdächtigen. Was du willst. Aber sagen sollst du endlich, warum mir Mirzim gefährlich werden kann."

Mary lächelte, sah ihn an. Grenzenlose Zärtlichkeit sprach aus ihren Augen. Plötzlich sass eine andere da, nicht die Mary, die er gestern kennengelernt hatte, die tolle, lasterhafte, vergiftete Mary. Ein kleines Mädel sass neben ihm, drückte sich scheu an ihn und in ihren Augen stand Angst . . . Angst um den geliebten Mann . . .

„Das ist so, Burschi", sagte sie und ihre Fingerspitzen suchten seine Hand. „Wenn sie dich jetzt erwischen, kann dir nicht viel geschehen. Was kannst du bisher

schon angestellt haben? Vielleicht bist du ein paar Kleider schuldig, ein bisschen Wäsche, die Hotelrechnung, wahrscheinlich auch Geld. Na, allzuviel wird's schon nicht sein. Denn du bist ja noch ein Anfänger."

„Na, nur weiter! Nur weiter! Das ist ja ganz interessant, was du da erzählst."

„Kommen sie dir also hinter den Marchese, dann ist das alles mit ein bisschen Geld auszugleichen. Du zahlst, was du schuldig bist, und kein Mensch legt dir was in den Weg."

„Du fängst an, mich zu amüsieren."

„Ja, amüsier ich dich? Das ist schön. Das freut mich."

„Wie du das sagst: Du zahlst, was du schuldig bist . . . Sehr gut. Wenn ich wirklich nur ein Hochstapler bin, woher nehme ich dann das Geld, um meine Schulden zu bezahlen?"

Ganz selbstverständlich sagte sie: „Na, ich bin doch da."

„Du?"

„Na ja."

„Wie kämst du denn dazu . . .?"

„Ich hab dich doch lieb, du Aff! Und wenn man einen Mann lieb hat, muss man doch alles für ihn tun. Was wär denn sonst die Liebe, wenn man nicht . . ."

Ricco setzt plötzlich wieder sein marchesisches Gesicht auf: „Genug! Ja? Ich bitte! Ich bin auf deinen Scherz eingegangen. Ich habe wissen wollen, wie du dir das alles vorstellst. Aber jetzt ist es genug! Hast du mich verstanden?"

Sie erinnerte sich an die Szene von gestern nacht und wollte nicht wieder einen Wutausbruch bei ihm erleben. Deshalb sagte sie begütigend und ergeben: „Jajaja. Reg dich nur nicht wieder auf. Es ist ja schon alles wieder gut. Ich hab ja nur so gemeint . . . Wie du willst . . . Ich wollte dir nur sagen, dass du immer auf mich zählen kannst. Natürlich nur, solange es sich um kleinere Beträge handelt. Reich bin ich auch nicht. Wenn du dich aber einmal mit diesem Mirzim Bei einlässt, dann geht die Sache hoch. Sehr hoch. Und wenn sie dich dann fassen, kann ich auch nicht mehr helfen. Dann fällt mein armes Burschi tief. Sehr tief."

Es sassen nur mehr wenige Gäste in der Bar. Die Jazz spielte nur mehr selten. Es tanzte auch niemand mehr. Die Kellner schrieben eifrig Rechnungen und präsentierten sie an den einzelnen Tischen. Ricco wagte es nicht, einen Kellner anzusehen. Er litt an einer Ober-Neurose.

Plötzlich fühlte er, das jetzt an seiner Rechnung gearbeitet wurde. Zwei Kellner standen beisammen, deuteten mit dem Kopf nach seiner Loge und summierten im Geiste die Sektflaschen und die . . . und die . . . Weiss der Teufel! Es gab viel, sehr viel zu summieren! Dieser Albaner hatte einen entsetzlichen Durst entwickelt. Als hätte er geahnt, dass er nicht zahlen würde.

„Du, Mary", sagte Ricco plötzlich.

„Liebling?" fragte sie

„Hast du . . . ich meine . . . Hast du . . . Geld bei dir . . .?"

„Ja natürlich! Bitte, da hast du. Es wird schon reichen." Ganz einfach, ganz selbstverständlich, sagte sie es und schob ihm ein kleines, dichtgefülltes Portefeuille hin.

Er nahm es schnell und heimlich an sich und liess es in der Tasche verschwinden:

„Morgen . . . Nicht wahr . . . es ist nur . . . Zufällig kein . . . Morgen schicke ich dir's durch meinen Chauffeur. Gib mir jedenfalls deine Adresse . . . ich . . ."

„Aff!" sagte sie und gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange.

Dann wickelte sich alles glatt ab. Der Kellner präsentierte die Note, Ricco zahlte aus Marys Portefeuille. Wenn man ein dichtgefülltes Portefeuille hat, wickeln sich alle Angelegenheiten immer sehr glatt ab. Nachdem er gezahlt hatte, steckten noch einige Scheine im Portefeuille. Mit grosser Geste schob er es Mary zu. Sie schüttelte sich unwillig und sagte: „Lass doch! Das ist ja dumm! Ein Marchese muss doch Trinkgeld für den Nachtportier bei sich haben."

Und er? Er steckte, ja, er steckte das Portefeuille zu sich.

Plötzlich fiel ihm die Szene ein, als Mimi das Los für ihn kaufen wollte und er es nicht zuliess. Nicht zuliess . . . Er hätte auch seinen Mokka double nicht getrunken, wenn er kein Geld bei sich gehabt hätte. Nein, das hätte er als Ricco Mariansky nicht getan . . . Zwischen Mimi und ihm hatte es immer strenge Rechnung gegeben. Alles ging auf geteilte Spesen. Er hielt was auf sich, der Ricco Mariansky. Tja, als Marchese della Serra kann man leider nicht so heikel sein, dachte er . . .

Und dann dachte er: Tief, sehr tief bin ich schon gesunken. Jetzt geht es unaufhaltsam abwärts mit mir. Unaufhaltsam . . .

„Woran denkst du, Liebling?" fragte Mary.

Er riss sich hoch: „Ich? An nichts. Woran sollte ich denken?"

„Dann wird es Zeit, zu gehen."

„Ja! Es wird Zeit."

Das Blumenmädchen erschien und bekam sein Geld.

Sehr aristokratisch erhob er sich und verliess die Bar. Mary hinter ihm.

Draussen wartete der grosse Seller 100 PS. Und Anton, der Chauffeur, stand dekorativ da, die Hand am Wagenschlag.

„Wohnen Sie weit, meine Gnädigste?" fragte Ricco ziemlich laut, „ich bringe Sie mit meinem Wagen gern an die Haustüre."

„Vielen Dank, Herr Marchese", sagte Mary ebenso laut, „es sind nur ein paar Schritte. Ich will Sie nicht bemühen." Und war schon um die Ecke verschwunden.

Bald darauf hielt der Seller vor dem Hotel.

Und der Besitzer des Wagens verabreichte dem Portier, der das Tor öffnete, ein fürstliches Trinkgeld aus Marys Portefeuille . . .

11.

Am nächsten Tag beim Lever. Jawohl, Ricco hatte bereits ein Lever. Bei Menschen, wie Ricco jetzt einer war, spielt das Lever eine ganz besondere Rolle. Es ist eine sehr feierliche Angelegenheit. Nicht so wie bei armen Leuten!

Arme Leute! Erstens einmal haben arme Leute gar kein Lever. Irgendein unverschämter Wecker schrillt sie frühmorgens aus dem Bett, dann springen sie mit beiden Füssen zugleich heraus, machen alles, was gemacht werden muss, sehr schnell, denn bei armen Leuten ist es immer um eine Viertelstunde zu spät. Leider. Diese Viertelstunde, um die sie immer zu spät daran sind, macht eben ihre Armut aus.

Reiche Leute!! . . . Das ist etwas anderes. (Und Ricco war jetzt in gewissem Sinne reich zu nennen.) Reiche Leute werden von der gedämpften Stimme eines Kammerdieners geweckt. Ohne automatische Selbstauslösung. Nun, Ricco hatte zwar noch keinen Kammerdiener — aber einen Chauffeur hatte er, was beinahe dasselbe ist. Leute aus der Gesellschaftsklasse des Marchese della Serra sind natürlich niemals zu spät dran. Kein Chef wartet mit trommelnden Fingern, keine Steckuhr steht bereit, die peinliche Viertelstunde zu registrieren . . .

Nun, Anton trat um zwei Uhr mittags an das Bett seines Herrn, räusperte sich dreimal und flüsterte mit einer edlen, gleichsam patinierten Stimme: „Herr Marchese, es ist Zeit zum Aufstehen . . ."

Sprang Ricco jetzt mit beiden Füssen aus dem Bett? Gestern vielleicht noch hätte er es getan. Gestern hätte er noch den Klang von Frau Kolbmüllers Stimme in den Ohren gehabt, wie sie um sieben Uhr morgens tränenwürgend sagte: „Herr Mariansky! Eine arme Witwe möchte auch mit ihrer Arbeit fertig werden. Jetzt stehen Sie schon einmal auf. Man schämt sich ja vor den Nachbarn, wenn die Zimmerherren bis in den hellen Tag hinein schlafen!"

(Fortsetzung folgt.)

PHILOSOPHIE im VARIÉTÉ

Von DR. ALFRED BURGARTZ

Rückwärts im Variété sitze ich, denn die Plätze sind teuer, und eine Ouvertüre ergiesst sich über mich, prickelnd, voll Sentiments, mit lärmenden Tuschs an den Ecken, wirklich ein künstlerischer Mischmasch. Doch fällt bald Dunkelheit in den Saal, Scheinwerfer haben den Bühnenschlund in strahlendes Lichtbereich gefasst, und nun reckt und streckt sich die Menschenmasse, ein gespenstiges Köpfemeer mit unruhig glimmenden Pünktchen in blauen Rauchschwaden. Wie ungeschickt hantieren Kellner, so dass sie die Sicht verdecken, und uniformierte Mädchen stören immerzu mit ihrem Programm. Die gleiche Gier zu hören, zu schauen teile ich mit dem faden Smokingherrn in der Loge, aber auch dem Bürger am Biertisch entgeht nichts, obschon er, ein Ehemann, zärtlich um die Hüfte seines Fräuleins den Arm legt. Im Kraftakt oder Griffwechsel am fliegenden Reck ist der langsträhnige proletarische Bursche auf der Galerie Kenner. In den Arbeitervierteln der Weltstädte existieren Menschen, die in unmöglicher Aussprache sämtliche Namen internationaler Variété-Berühmtheiten wissen, wie wir die Titel der besten Rembrandts in Museen oder das Verzeichnis der Werke Goethes.

Im Wirbel ziehen die Nummern dahin, deren jede in ihrer Art ausgeklügelte Spitzenleistung ist; ich bemerke beispielsweise einmal nichts als einen hellen aufdringlichen Fleck, das ist die gestärkte Wäsche einer Tänzerin, und dann regt mich schrecklich auf, dass eine Taube in beabsichtigtem Effekt ängstlich durch die Orchestersessel flattert. Zuletzt blinzeln und starren die Augen nur noch mechanisch, und doch treten einem alle diese Akrobaten, Kautschukdamen, Zauberer, Illusionisten, Komiker, Frauenimitatoren, Zwerge und Riesinnen, diese „Künstler" verborgener Herkunft und phantastisch-abenteuerlichen Handwerks, irgendwie menschlich nahe.

Mir erscheint plötzlich, indessen Kunstfahrerinnen sich stelzenhoch auf winzigen Rädern produzieren, als sei es gar nicht absurd, sozial gesprochen wertlos, sich in Balance-Geheimnisse zu vertiefen; für uns übrige Sterbliche ist die Welt leider zu sehr feste Gegebenheit, ein unverrückbares Geleise, aber der Variété-Artist, der die Gesetze des Physikers nachprobt, belauscht die Natur in ihren Trieben. Sicherlich ist sein Verhältnis zum Gegenstand — meist einem ausgesucht tückischen, widerborstigen oder ungemein lächerlichen Gegenstand — intensivste Einfühlung, eine fast wollüstige Liebkosung, ein Nachsinnen über sämtliche Eigenheiten, Strebungen, Möglichkeiten des Objektes; er handhabt die beneidenswerte Kunst, Schwerstes kinderleicht zu gestalten, die Regeln des Falls irrezuführen; seine Devise ist: ein Maximum an Leistung bei geringstem Kraftaufwand, oder er verkleidet wenigstens bis zur vollendeten Täuschung Mühe und Anstrengung; und eine förmlich spielende Eleganz ist es, die das Technische vergeistet. — Bei einem Jongleur, der Streichholzschachteln über Kante zur Höhe türmte — Musik pausierte, und es herrschte atembeklemmende Stille —, bei so unsäglich zäher Hirn- und Nervenverschwendung aus absolut nichtige Objekt wäre allerdings die Frage berechtigt gewesen: Zu welchem Nutzen und Zweck! Einer Stelle des späten Goethe möchte man gedenken, worin dieser grösste Apologet der „Fahrenden", im früheren „Wilhelm Meister", auf die übermenschliche Geduld und Zeitvergeudung eines italienischen „Fliegen-Abrichters" bitterböse wird, und man könnte, in solchem Zusammenhang, auch an unsere geringe Freude gegenüber mikroskopisch feinen Dingen, geschnitzten Krippen in Medaillons, Kathedralen in Glasfläschchen und dergleichen erinnern. Geduldspiele scheinen verwerflich, weil sie die Aufmerksamkeit zwar beschäftigen, aber die menschliche Entwicklung nicht vorwärtsbringen; und dennoch sind diese Leute, der Jongleur, der einen „Trick" Tag und Nacht übt, der „Bastler" mit den Miniaturwundern, gewöhnlich eigenartige und entschiedene Denker. Und weil wir fühlen, dass es sich hier um einen Fanatismus der Mechanik, um eine sozusagen religiöse Inbrunst handelt, haben wir bei allem mitleidigen Lächeln heimliche Bewunderung.

Am merkwürdigsten berührt aber der Clown, der mit zu weiten zerrissenen Hosen auf gigantischen Schuhen einherschlurft; feierliche Handschuhe trägt er, die Fratze scheuselich bemalt, und statt der Haare hat er eine Glatze. Immer kommt er zu spät, und wenn eine ausdruckslose Puppe, seine Begleiterin, mit albernem Lächeln und Pirouetten um ihn freit, ist er der verschämte Liebhaber, oder er schleicht in die Kulissen, wie in schmerzlichem Eunuchentum. Aber wenn er zum Schluss die Larve herunterreisst, gelangt zum Vorschein ein blitzsauberes, starker, junger Kerl. Dieser Bursche, der so fabelhaft ein überraschungswilliges Publikum zu blenden versteht, ist ein Tausendsassa: nie geht er gerade, ins Uferlose scheint er zu stürzen, ein Sinnbild von Disharmonie und Ungrazie und doch ideal zielstrebig und voll Anmut in allen hässlichen Bewegungen. Daneben ist er Künstler „edler Profession": musiziert, dichtet, malt. Aber nicht dass er ein Beethovensches Adagio glaubhaft innig zu Gehör bringt oder eine Chopinsche Nocturne, sondern die Mittel, deren er sich bedient, einer Säge, Kindertrompete und dergleichen, diese Mittel, abgesehen von der erschütternden Mimik, die mit den Tönen schluchzt, erwecken unsere Begeisterung. Was liegt ihm daran, uns mit Ewigkeitswerten zu speisen, zu verblüffen, wenn seine Persönlichkeit augenblicklang — Ewigkeit ist! Philosophisch gesprochen, betet er das Erhabene an und tötet es sofort durch Ironie. Er weist nicht die Welt ästhetischen Scheins, sondern wie sie wirklich ist, trübe, armselig, kreatürlich, und lass das pöbelhafte Volk der Menschen über Gebresten in brüllendes Gelächter ausbricht, dies zu bewirken, ist seine stille höhnische Rache. Und er weiss, dieser schlaue Hanswurst mit der tragischen Grimasse, vielmehr als das „Was", fesselt die Menge das „Wie", und er buhlt um ihre niedrigen Instinkte nicht als „Goethe" oder „Rembrandt", sondern als Schnell- und Schaudichter oder als Schnell- und Schaumaler.

Während ich mich noch in Betrachtungen ergehe über den Sinn der Abschiedsreverenz dieses Exzentrikclowns — in ungenierter Geste der Gruss des Götz von Berlichingen—, klettern bereits zwei Herren und Damen die Seile empor, eilen mit ausgestreckten Armen und breiten Schritten übers schwankende Netz und gelangen zum Trapez, wo sie abwechselnd ihre silberfarbenen Körper schleudern, sich überschlagen und wieder einander die Hände reichen. Knochenlos und muskelarm wie Gummipuppen erscheinen sie von weitem, aber sobald man das Glas hebt, besitzen sie die unerhörteste Schärfe und Schlagkraft der Bewegungen und unter dem Trikot spannen sich die Sehnen. Hinsichtlich seiner Uranfänge ist der Gruss der Menschen wohl mythischen Zeiten einverleibt, und es hat seinen zureichenden Grund, wenn die Künstlerin auf dem Seil mit einem Lächeln, das sich zu jedem in intime Beziehung setzt und doch nur der Erneuerung des Engagements gilt, die gebührende Huldigung einheimst. So dezent sind Artisten, bürgerlich korrekt im privaten Dasein, aber beim Heraustreten vor das grelle Licht der Rampe oder beim Verschwinden hinter dem Vorhang sind sie von einer die Prostitution streifenden Anzüglichkeit. Miss Sylvia, die eben ihren „Todessprung" glücklich beendete, findet es nötig, in lässiger Selbstverständlichkeit mit dem reizenden Füsschen ihr goldlockiges Haar zu berühren, und dann beschreibt sie mit wagerechtem Arm und Bein den zierlichsten Kreis.

Welch eine Welt von Buntheit, Tiefsinn und Narrheit, Können und Schein, rastloser Novität und ewiger Tradition ist das Variété! Dichter wie Flaubert, Th. Gautier, Baudelaire, Wilde, Wedekind bis zu P. Altenberg oder Mehring haben es vergöttert und geliebt, und wer Lust hat, kann die schönsten Variété-Szenen auf altchinesischen Steinschnitten, frühkretensischen Tonscherben, Tempelfriesen der mexikanischen Maga- und Inkavölker sammeln. Der Ursinn der Menschen ist Gaukelei und Lüge, sagt Nietzsche. — Ich bin „geistig angehaucht", als der Dirigent den Schlussmarsch herunterknallt und der Vorhang sich wandelt zur Flimmerleinwand. Und stelle die Doktorfrage: Ist Variété wirklich — Amüsement!?

Eine verkannte Kinoszene. In einer Pariser Strasse sah man neulich nachts einen Herrn im Smoking ohne Hut und Mantel, gefolgt von einer Anzahl Gendarmen und Feuerwehrleuten, auf die er erregt einredete, im Laufschritt die Strasse überquerten. Vor dem Toreingang, hinter dem der ganze Aufzug verschwunden war, sammelte sich eine grosse Menge Neugieriger in der Annahme, einer Filmszene beizuwohnen. Aus dem Hause stürzten auch bald mehrere nicht minder gut gekleidete Personen heraus, die in der Menge verschwanden und den Glauben an die Kinoszene mit bekräftigen halfen. Auch die Gendarmen und Feuerwehrleute wurden später mit Halloh empfangen und umringt. Inzwischen waren die Einbrecher, denn um solche handelte es sich, in der Menge längst untergetaucht und verschwunden.